

Was die Nacht verbarg.

Roman von E. P. Oppenheim.

(22. Fortsetzung.)

In diesem Augenblick kam ein Stulenmädchen mit einem Kinde auf dem Arm die Treppe herab. Als die Kleine das Fremde anständig wurde, der sich dem Kinde sofort zugewandt hatte, ohne sich weiter um Heinz zu kümmern, jauchzte sie laut auf und streckte ihm ihre beiden mageren Arme entgegen.

„Come, my Darling“, sagte der Unbekannte mit einem Ausdruck rührender Häßlichkeit und nahm dem Stubenmädchen, das offenbar froh war, die Last loszuwerden, das Kind so beifam ab, als fürchte er, eines von seinen Gliederchen zu zerbrechen. Dann flieg er mit ihm, fortwährend in englischer Sprache scherzend und lachend, die steile und dunkle Treppe hinan.

Der Stellner, welcher der Szene mit einem breiten Lächeln gefolgt war, klappte sich bezeichnend mit dem Zeigefinger auf die Stirn und flüsterle Heinz zu: „Es stimmt bei dem Entschieden da oben 'was nicht — wir halten ihn für vollkommen verrückt.“

„Den Eindruck machte mir der Mann nicht“, sagte Hoffelder, der dem Fremden nachdenklich nachsah. „Aber sagen Sie doch, in welchem Verhältnis steht er denn zu der Frau Longtree?“

Der Stellner zog seine Schultern bis an die Ohren hoch. „Ja, da bin ich selbst nicht recht klug daraus geworden“, sagte er zweifelnd. „Sie haben immer Englisch miteinander geredet. Aber ich glaube, sie sind sehr gute Freunde.“

„So — so!“ meinte Heinz anscheinend gleichgültig. „Und wie heißt denn der Herr?“

„Robert Dashwood.“ — Aber was er Ihnen von der Frau Longtree sagte, war schon richtig. Na, er muß es ja auch wissen, den ganzen Tag schüßelt er ja an ihrem Zimmer herum. Wenn wir diese Straßensicht gehabt hätten, hätten wir die Frau natürlich gar nicht —“

Heinz schnitt seine weiteren Herzensergüsse ziemlich kurz ab und sagte bestimmt: „Man wird Frau Longtree hier sehr gut behandeln — hören Sie! — Sie werden dafür sorgen, daß sie das beste Essen bekommt und daß sie bei ihrer Pflege bei ihr bleibt. Ich werde mich später genau erkundigen, ob man mein Vorrecht eingehalten hat. Hier — nehmen Sie vorsäufig das Aber, wie gesagt, ich werde mich von Frau Longtree darüber unterrichten lassen, wie man sie bedient hat.“

Er drückte ihm zwei Goldstücke in die Hand, und der Stellner verneigte sich fast bis zur Erde.

„Sie werden zufrieden sein, Herr Baron!“ sagte er ehrfürchtig. „Man wird Frau Longtree bedienen wie eine Fürstin. Wenn ich dem Herrn sonst noch irgendwie dienen kann —“

„Danke!“ sagte Heinz kurz. „Ich werde morgen noch einmal vorkommen. Teilen Sie übrigens auch dem Arzt mit, daß er so oft wie möglich kommen soll — ich werde für die Kosten aufkommen. — Guten Abend!“

37. Kapitel.

„Gedachter Herr! Das Schicksal treibt ein launenhaftes Spiel. Bis zum heutigen Tage glaubte ich es meistern zu können, nun aber sehe ich, daß auch ich nur wie ein Blatt bin, das der Wind nach seinem Belieben treibt. Alle Ihnen gemachten Zusagen nehme ich zurück, denn ich vermag keine Garantie zu geben, daß ich sie einhalten kann. Ich vermag Ihnen nicht mehr zuzusichern, daß ich die Beweise zu meiner Kenntnis gelangten Dinge als mein Geheimnis bewahren kann — es sei denn, daß ich schon in der Ferne des morgigen Tages im Besitz der geforderten Aufschlüsse wäre. Nur bis zur zehnten Vormittagsstunde jedoch würde mich eine Nachricht noch antreiben. Sollte ich bis dahin eine Mitteilung nicht erhalten haben, so müßte ich das Schicksal seinen Lauf nehmen lassen. Ihr ergebenster

Dombrowski.“

Das Schreiben war so flüchtig hin- und hergeschrieben, als habe der Absender sich in großer Eile oder in großer Gereizung befunden. Hoffelder hatte Dombrowski auf das verhängnisvolle Blatt, das er bei seiner Heimkunft vorgefunden hatte.

Er war zu spät, noch irgend etwas zu unternehmen. Hoffelder legte sich deshalb sofort zur Ruhe, um für den morgigen Tag einen klaren Kopf zu haben. Aber der Schlaf ließ seine brennende Über: er kaum malen, besten ihn Gedanken und Hoffnungen der ängstlichen Art, und als es endlich über den Dächern der Häuser zu dämmern begann, erhob er sich matt und mit schmerzenden Gliedern vom Lager, ohne auch nur für die Dauer weniger Minuten geschlummert zu haben.

Ein paar Gläser Wein, die er sich untereinander setzte, gaben ihm für den Augenblick wenigstens eine Klarheit wieder, und um sich vollends zu ermuntern und aufzurichten, ließ er selbste zwei Stunden lang ziel-

und planlos durch die Straßen.

Hätte er nur gewußt, was er thun sollte — es hätte das Schwerste sein mögen, ihm wäre es doch leicht erschienen gegenüber der niederdrückenden Qual der ewig wiederholten Frage: Was nun? Wie sollte er in vier Stunden erreichen, was bisher in Wochen nicht gelungen war? Die einzige, die ja vielleicht hätte Aufschlüsse geben können, lag schwer erkrankt daneben, und es schien aussichtslos, sich noch einmal an sie zu wenden.

Aber es war thätlich das einzige, was er überhaupt thun konnte. Von vornherein gab er den Gedanken, sich etwa mit Bitten oder Vorstellungen an Dombrowski zu wenden, als unfähig auf, denn er war selbst überzeugt, daß er sich damit nur einer zwecklosen Demütigung aussetzen würde. Dagegen beschloß er endlich, die Gräfin Waldendorff aufzusuchen. Er wollte sie bitten, ihn in das Hotel da oben zu begleiten — ihr als Frau gelang es vielleicht eher, Zutritt zu der erkrankten Frau zu erhalten, und sie gewann wohl auch leichter das Vertrauen der Unglücklichen. Gelang es ihnen, wesentliche Aufschlüsse zu erhalten, wollte er es versuchen, sie Dombrowski noch rechtzeitig mitzutheilen und ihn dadurch zu bewegen, von einer Besannung seiner Entschlüsse an die Polizei Abstand zu nehmen.

Er eilte die Komtesse Hermine aufsuchte, kehrte er noch einmal in seine Wohnung zurück, um Dombrowski durch ein kurzes Schreiben davon in Kenntnis zu setzen, daß er ihn um die zehnte Stunde aufsuchen würde.

Es war inzwischen sieben Uhr geworden, und schon auf der Treppe hörte er drinnen Frau Friede herumtanten.

Auch sie mußte sein Kommen bemerkt haben, denn sie öffnete ihm, noch ehe er von seinem Schlüssel hatte Gebrauch machen können, und in der misstrauisch kurzen Art, die sie seit einigen Tagen gegen ihn angenommen hatte, sagte sie: „Der Herr Herbert ist schon wieder da. Ich habe ihn in Ihr Arbeitszimmer geführt.“

Heinz dankte kurz und ging rasch in das bezeichnete Zimmer. Wehringen, der am Fenster gestanden hatte, wandte sich bei seinem Eintritt um und ging ihm ein paar Schritte entgegen. Es fiel Hoffelder auf, wie bleich und übernatürlich auch der Freund aussah, und wie unruhig es in seinen Augen stimmte.

„Statt aller Begrüßung fragte Herbert hastig: „Haben Sie in der Zwischenzeit eine Mitteilung von Dombrowski erhalten?“

Heinz bejahte, konnte sich aber doch nicht enthalten, befremdet zu fragen, wie Herbert auf eine derartige Vermutung hatte kommen können.

Der aber wehrte ungeduldig ab. „Das ist bedeutungslos“, sagte er kurz. „Wollen Sie die Güte haben, mir mitzutheilen, was Ihnen Dombrowski schrieb?“

Statt aller Antwort reichte Hoffelder ihm den Brief, den er noch bei sich trug, und Herbert trat an das Fenster, um ihn zu lesen.

Ein tiefer Athemzug hob seine Brust, als er das Blatt endlich sinken ließ, und mehrwärtig gedrückt sagte er: „Es ist schlimm für uns, aber ich konnte es leider nicht abändern. — Was gedenken Sie nun zu thun?“

Heinz juckte die Achseln. „Ich bin eigentlich ganz ratlos“, sagte er. „Ich wollte die Komtesse Waldendorff bitten, mich zu der Frau Longtree zu begleiten — ja so, Sie wissen ja noch nicht, welches Ergebnis mein gestriger Besuch in dem Hotel gehabt hat.“

Er unterrichtete ihn mit einigen raschen Worten.

Mit unruhigen Schritten ging Herbert während seiner Erzählung im Zimmer auf und nieder, den Kopf so tief gesenkt, daß Heinz nichts von dem Ausdruck seines Gesichtes wahrnehmen konnte. „Sie werden wohl noch einmal versuchen müssen, hinzugehen“, sagte er nach einer kurzen Pause, und wieder athmete er schwer auf. „Hoffen wir zu Gott, daß Sie Erfolg haben. — Und nun habe ich noch eine sehr herzliche Bitte an Sie, lieber Freund.“

„Wenn es in meiner Macht steht, sie zu erfüllen —“

Wehringen entnahm seiner Tasche einen Brief und legte ihn auf den Tisch. „Ich möchte Sie bitten, dieses Schreiben an die Gräfin Maria Waldendorff gelangen zu lassen, falls ich es Ihnen nicht bis heute Abend wieder abfordern haben sollte, oder falls Sie den Eindruck gewinnen, daß ich es Ihnen nicht mehr werde abfordern können. Bitte, helfen Sie meine Reizegen! Ich würde Ihnen die Antwort, so leid es mir thut, doch schuldig bleiben müssen.“

Ein Ausdruck der Bekümmernisse hatte sich über Hoffelders Lippen bemächtigt, als er die Worte hörte. „Kann aber, da er dem Kranken in die Augen sah, sprach er kein Wort. Dumm können Sie sich fragen, was die Bitte bedeutete.“

Dann streckte Heinz dem anderen beide Hände entgegen. Er hatte verstanden. „Ich werde thun, was Sie von mir begehren“, sagte er, seine tiefe Bewegung nur mühsam verbergend. „Aber ich hoffe zuversichtlich, daß ich nicht nöthig haben werde, diesen Brief abzulesen.“

Wehringen war noch immer sehr bleich, jetzt aber völlig gefaßt. „Es steht in der Hand eines Höheren“, erwiderte er. „Noch etwas anderes aber ist es, um das ich Sie bitten muß. — Sie haben Dombrowskis Brief erhalten, der Margots Lage noch verschlimmert. Es könnte sein, daß man später mir die Schuld an dieser Verschlechterung gäbe, ohne daß ich noch im Stande wäre, mich zu verteidigen. Das drückt mich sehr nieder, als ich sagen kann, denn Sie wissen ja, wie theuer mir Margot und ihre Schwesterliche Liebe ist. Wollten Sie es dann übernehmen, meine Vertretung zu führen?“

Diesmal antwortete Heinz ihm nur mit einem festen Druck seiner Hände. „Meine Angelegenheiten sind damit geordnet“, sagte Wehringen, auf den Geist deutend. „Was es sonst noch möglicherweise zu thun geben könnte, darüber ist ein mir befreundeter Rechtsanwalt bereits unterrichtet.“

„Lassen Sie mich offen sein. Sie haben ja ohnedies zweifellos bereits errathen, um was es sich handelt, und so will ich Ihnen noch sagen, daß ich mich in dieser Angelegenheit nicht an Ihren freundschaftlichen Beistand, sondern an zwei andere gewandt habe, die mir ferner stehen; nicht weil ich an Ihrer Opferwilligkeit zweifelte, sondern weil ich Sie aus Gründen der Klugheit nicht mit in die Angelegenheit hineinziehen wollte. Je weniger Sie damit zu thun haben, umso besser ist es — auch um Margots willen.“

Er verabschiedete sich, und Heinz geleitete ihn bis auf die Treppe hinaus. Schwer wurde es ihm, den Freund gehen zu lassen, aber er zwang sich mit aller Energie, gefaßt und zuversichtlich zu erscheinen.

38. Kapitel.

Es hatte nur einiger kurzer Erklärungen bedurft und die Gräfin Waldendorff war sofort bereit gewesen, Heinz in das Hotel der Engländerin zu begleiten. Sie war trotz der frühen Stunde bereits im Straßentüsch, und sie verzichtete sogar auf ihr Frühstück, um keine Zeit zu verlieren.

Unterrwegs erzählte ihr Heinz ausführlich, was sich in der Zwischenzeitgetragen hatte, und naturgemäß verzehrte er die Gräfin dadurch in große Unruhe. Er hatte alles, was auf den Oberleutnant und Herbert Bezug hatte, weggelassen, aber da ohne das die beiden Briefe Dombrowskis noch geheimnißvoller und unverständlich wurden, brachte ihn die Gräfin mit ihren Fragen in große Verlegenheit. Erleichtert athmete er auf, als der Wagen vor dem Hotel hielt, das jetzt in der hellen Beleuchtung des Morgens womöglich einen noch trüblicheren und abstoßenderen Eindruck machte als in der abendlichen Dunkelheit.

Auch die Gräfin empfand einen leisen Schauer, als sie den düsternen und schmuggigen Flur betrat, und unwillkürlich meinte sie: „Arme Frau! — Hier drinnen trank zu liegen.“

Sie verfluchte, denn der Stellner, mit dem Hoffelder am gestrigen Abend zu thun gehabt, hatte die beiden erpät und tam auf sie zugeeilt, um sich nach ihren Wünschen zu erkundigen.

„Wie geht es Frau Longtree?“ fragte Heinz.

„Besser, Herr Baron, viel besser! Sie ist jetzt wieder bei klarem Bewußtsein. Vor einer Stunde schon muhten wir den Herrn Dashwood zu ihr bitten — und seitdem ist er noch nicht wieder zum Vorschein gekommen.“

„Das ist ja recht erfreulich. Sie meinen also, daß diese Dame —“ er machte eine Bewegung gegen die Gräfin — „Frau Longtree — wird besuchbar sein?“

„Gewiß — Frau Longtree ist ja auch schon wieder aufgestanden.“

„Wenn Sie uns also zu der Dame hinaufführen wollen! — Eine besondere Anmeldung ist nicht nöthwendig.“

Der Stellner führte sie in das erste Stockwerk und über einen langen Gang, dessen Boden mit höchst fragmentarischen Lebersteinen eines Läufers belegt war. In dem Augenblick aber, da er im Bereich stand, an eine Thür zu pochen, wurde diese Thür von innen unheimlich aufgerissen, und jener bähige, schmalbrüstige Mensch, den Hoffelder nun als Herrn Robert Dashwood kannte, stürzte über die Schwelle.

Der Stellner hatte ihm am gestrigen Abend gesagt, daß man den Engländer hier im Hotel für zeitlich nicht ganz normal hielt, und in diesem Augenblick war Heinz sehr geneigt, ihm beizustimmen. Denn wie Robert Dashwood, der bei ihrem Anblick zurückgestoßen war, jetzt vor ihnen stand, hatte er ganz das Aussehen eines schmalbrüstigen Menschen, dessen schmalbrüstige Brust, deren Brustbein nun als Herrn Robert Dashwood kannte, stürzte über die Schwelle.

te auf ihn zu und hob unwillkürlich ein wenig die Rechte, den Oberkörper gegen Heinz vorgeneigt. Dann aber schien er sich eines anderen zu beflehen. Sein Mund verzerrte sich zu einem Lächeln, er machte Heinz eine halbe Verbeugung, und ohne sich weiter um die drei zu bekümmern, rann er davon.

Hoffelder und die Gräfin sahen sich in fassungslosem Staunen an, während sich das Gesicht des Stellners zu einem breiten Grinsen verzog, das zu besagen schien: „Seht ihr? — Habe ich nicht recht gehabt?“

Im nächsten Moment ertönte drinnen eine erregte Stimme: „Wer ist draußen? — Ich kann jetzt niemand sehen.“

Wieder tauschten die Gräfin und Heinz einen verständnißvollen Blick. Dann trat die Komtesse rasch über die Schwelle, und zum Erstaunen des Stellners zog Heinz die Thür hinter ihr zu, ohne selbst das Zimmer zu betreten.

„Geben Sie hier in der Nähe ein Zimmer, wo ich ungestört wäre?“ fragte er.

„Aber! — Gleich da drüben.“

„Gut — bringen Sie mir eine Flasche Wein. Und wenn die Dame, die eben da hineingegangen ist, sich nach mir erkundigen sollte, so weisen Sie sie zurecht. Vor allem aber sorgen Sie dafür, daß niemand zu Frau Longtree gelangen wird, so lange die Dame bei ihr ist.“

Welcher Mittel! sich die Gräfin Hermine Waldendorff bediente, das Vertrauen der unglücklichen Frau Longtree zu erriethen — sie selbst hätte es später sicherlich nicht mehr zu sagen gewußt, wenn man sie darum befragt hätte. In der Hauptsache war es wohl der Zauber ihrer Persönlichkeit, die Serzengüte, die in allen Aeußerungen ihres Wesens zu Tage trat, die eine so starken Eindruck auf Frau Longtree machten.

Die Unglückliche mußte fühlen, daß man ihr voll warmer Theilnahme entgegenkam. Durch zarte, nichts überhebende Fragen brachte es die Komtesse dahin, daß die Frau aus ihrer anfänglichen Verstocktheit herausging — und dann vermochte sich die Bedauernswerthe die Wohlthat offener Mittheilung selbst nicht mehr zu verbergen.

„Ja, ich bin Maryngs Frau gewesen“, sagte sie, und ein Krampf schüttelte ihren mageren Körper. „In London lernte ich ihn kennen. Ich weiß nicht, was ihm solche Macht gab über mich, aber er konnte mit mir machen, was er wollte. Ich liebte ihn bis zum Wahnsinn. Auch er gab vor, mich zu lieben, aber es war ihm wohl von Anfang an nur um mein Geld zu thun gewesen. Damals besah ich noch ein kleines Vermögen — wenig, sehr wenig, aber doch genug, daß es mir eine gewisse Selbstständigkeit gab und mir mein Leben erleichterte. Maryng wußte mich zu veranlassen, ihm fortwährend zu geben — er war unerfäßig. Dabei stellte er mir nicht an Barnern. Ein treuer Freund, dem ich leider viel zu wenig Glauben schenkte, suchte mir die Augen zu öffnen, und eines Tages erklärte er mir, daß ich ihm nicht eher wieder Geld geben würde, als bis ich sein angekauft Weib sei. Da ließ er sich mit mir trauen — O, wie glücklich war ich damals!“

Sie hielt erschöpft inne. Die Gräfin sagte kein Wort — aber sie nahm die Rechte der Armen in ihre beiden Hände und streichelte sie sanft. Dankbar sah die Frau sie an.

„Wenige Monate noch hielt es Maryng in London aus, und ich hatte in dieser Zeit ausschließlich für seinen Unterhalt zu sorgen. Dann aber kam eine Zeit, wo ich körperlich nicht mehr fähig war, genug für ihn zu verdienen. Und da verließ er mich! Eines Tages war er spurlos verschwunden — und es gelang mir nicht, ausfindig zu machen, wohin er sich gewandt hatte. Ich war der Verzweiflung nahe, und nur der Gedanke an das unschuldige kleine Wesen, dem ich bald das Leben schenken sollte, hielt mich immer wieder von dem Neckerischen zurück. Für das Kind blieb ich am Leben.“

Aber jene Zeit oder Prüfung ging vorüber. Wenige Monate erst war das Kind alt, als Maryng wiederkam. Und da zeigte sich, daß meine Liebe zu ihm, sein Einfluß auf mich nicht geringer geworden waren. Er erzählte mir, daß er am Bureau eines Ingenieurs hätte, daß ihn nur die Sehnsucht nach großen Taten in die Ferne getrieben hätte, und daß er sich nun nicht wieder verheirathen würde. Er sei mittellos, aber könne sich in Deutschland eine Existenz gründen, wenn ich ihm den Rest des mir noch verbliebenen Geldes aushändigte, damit er die Restkosten bezahlen könnte und für den Anfang zu leben hätte. Ich wollte nicht aus England fortgehen. Aber er ließ mich nicht mit seinen Bitten. Da willigte ich schließlich ein, und mit mir und dem Kinde, für das er eine beinahe abgöttische Liebe empfand oder wenigstens behauptete, fuhr er nach einem Täuher in der Nähe von Berlin. Nur uns miethete er dort eine kleine Wohnung, er ließ aber rechts daneben weiter nach Berlin.

Das war das letzte, was ich von den beiden hörte und sah. Ich wartete, wartete voll verzehrender Angst und Ungeduld, aber nichts kam als eine Geldsendung, die sicherlich von Dashwood kam, und die ich wider Willen annehmen mußte, weil ich nicht mit meinem Kinde verhungern, Endlich hielt ich den Zustand nicht länger aus. Ich nahm den Rest meines Geldes und fuhr unter meinem Mädchennamen nach Berlin, um auf eigene Hand und ohne ihn aufzukommen Maryng suchen zu können. Beinahe jedesmal, wenn er Sonntag zu mir gekommen war, hatte ich in den Taschen seines Rock. — Sie werden es bei den Umständen, unter denen ich lebe, beifällig und verständlich finden. Doch ist die durchsichtige Programm oder Eintrittskarten für das Operntheater gefunden, und als ich ihm einmal Vorhallungen über mich machte, erklärte er mir, daß er aus persönlichen Rücksichten ankommen sei, so häufig dort hinzugehen. Hier habe ich eine Spur von ihm zu finden. Am Sonntag meiner Ankunft noch suchte ich das Theater auf, der Quartier aber, an den ich mich

Sittige Eröhung.



Schreiber Dürrl ist schon durch fünfundsanzig Jahre in einem Bureau beschäftigt. Am Jubiläumstage Anstellung zusammenkommen und heute ein Jubiläum, es sind fünfundsanzig Jahre, seitdem er in meinen Diensten steht, ich fühle mich gezwungen, ihn hierfür zu belohnen, und alle Angestellten von nun an, sobald sie zu rufen haben!“

fünfundsanzig Jahre in einem Bureau beschäftigt. Am Jubiläumstage Anstellung zusammenkommen und heute ein Jubiläum, es sind fünfundsanzig Jahre, seitdem er in meinen Diensten steht, ich fühle mich gezwungen, ihn hierfür zu belohnen, und alle Angestellten von nun an, sobald sie zu rufen haben!“

hatte. Ich ertrug diesen Zustand lange Zeit geduldig, weil er mich immer wieder auf bessere Zeiten verträglich. Endlich aber hielt ich es nicht mehr aus; ich verlangte von ihm eine Erklärung, welcher Art seine Geschäfte eigentlich seien, verlangte auch, daß er uns mitnehmen sollte nach Berlin, und ich selbst irgend eine lohnende Beschäftigung zu finden hoffte. Er machte Ausflüchte, wußte mich durch Geschenke zu beruhigen, aber reichliche Geldmittel gab er mir auch jetzt nicht, denn ich durfte ja doch nicht in der Lage sein, ihn etwa nach Berlin zu verfolgen und ihm hier nachzuführen — kurz er brachte mich schließlich wieder dahin, daß ich ihm versprach, geduldig auf eine bessere Zeit zu warten. Aber sie kam nicht, diese bessere Zeit. Statt dessen tauchte eines Tages jener Freund auf, von dem ich Ihnen schon gesprochen. Mit unendlicher Mühe hatte er meine Spur ausfindig gemacht und war mit nach Deutschland gefolgt. Ich konnte nicht anders — ich mußte mich ihm anvertrauen. Er versprach mir, in Berlin Nachforschungen anzustellen, was mein Mann eigentlich trieb. — Aber es sollte nicht mehr dazu kommen.“

Wieder schwieg sie erschöpft. Die Gräfin aber hegte einen tiefen Gedanken. Und sie konnte sich nicht enthalten, wie beifällig zu fragen: „Dieser Freund ist Herr Robert Dashwood — nicht wahr?“

Da zeigte die Frau zum ersten Male wieder das alte Mißtrauen. Aengstlich sah sie die Gräfin an; aber da sie auf diesem Augenblicke, impathischen Gesicht nichts anderes las als Güte und Antheilnahme, erwiderte sie kurz: „Ja — es ist Herr Dashwood.“

„Aber lassen Sie mich zu Ende kommen. Der Tag, der auf Robert Dashwoods Ankunft folgte, war ein Sonntag, und wie immer traf Maryng pünktlich am Morgen ein. Aber er war anders als sonst, unruhig und gereizt, und behandelte mich in seiner nervösen Aufgereiztheit, deren Ursache ich nicht konnte und noch heute nicht kenne, noch rücksichtslos als sonst. War es nun, daß ich schon durch die Unterredung mit Robert aufgereizt war, oder was es sonst sein mochte, jedenfalls ließ ich mir seine Behandlung nicht mehr gefallen. Mit aller Bestimmtheit erklärte ich ihm, daß ich nicht einen Tag länger bleiben würde, daß ich noch heute mit ihm nach Berlin ginge, mit oder ohne seine Einwilligung. Nachdrücklich befragte ich mich auf meine Rechte als ein Weib — und da — da kam das Entsetzliche! — Er schlug mich — schlug mich vor den Augen meines weinenden Kindes! — Ich brach bewußtlos zusammen. Als ich wieder zu mir kam, war er fort. Robert Dashwood aber war bei mir. Er war gekommen, als mein — als Maryng die Wohnung verließ, und der Schurke hatte ihn mit einigen häßlichen Worten, deren Sinn Dashwood freilich nicht verstehen konnte, aufgefordert, zu mir hineinzugehen. Ihm schüttete ich mein übervolles Herz aus — nichts, nichts verschwiegte ich ihm, und er verließ mich mit dem Versprechen, nach Berlin zu gehen und Maryng zu suchen.“

Das war das letzte, was ich von den beiden hörte und sah. Ich wartete, wartete voll verzehrender Angst und Ungeduld, aber nichts kam als eine Geldsendung, die sicherlich von Dashwood kam, und die ich wider Willen annehmen mußte, weil ich nicht mit meinem Kinde verhungern, Endlich hielt ich den Zustand nicht länger aus. Ich nahm den Rest meines Geldes und fuhr unter meinem Mädchennamen nach Berlin, um auf eigene Hand und ohne ihn aufzukommen Maryng suchen zu können. Beinahe jedesmal, wenn er Sonntag zu mir gekommen war, hatte ich in den Taschen seines Rock. — Sie werden es bei den Umständen, unter denen ich lebe, beifällig und verständlich finden. Doch ist die durchsichtige Programm oder Eintrittskarten für das Operntheater gefunden, und als ich ihm einmal Vorhallungen über mich machte, erklärte er mir, daß er aus persönlichen Rücksichten ankommen sei, so häufig dort hinzugehen. Hier habe ich eine Spur von ihm zu finden. Am Sonntag meiner Ankunft noch suchte ich das Theater auf, der Quartier aber, an den ich mich

wandte, wußte keine Auskunft zu geben. Am Abend jedoch, als ich noch einen zweiten Versuch machte, überbrachte mir ein unbekanntes Mädchen die Mittheilung, daß am nächsten Abend ein Herr kommen würde, der mir wahrscheinlich etwas über Herrn Maryng würde sagen können. — Am Morgen des nächsten Tages traf zu meiner Ueberraschung Robert Dashwood in dem Hotel ein, in dem ich abgeblieben war. Er hatte in meiner früheren Wohnung erfahren, daß ich dieses Hotel auf Empfehlung der Hausleute aufgesucht habe. Er war vergebens in Berlin gewesen, denn er hatte, wie er mir versicherte, keine Spur Maryngs gefunden.“

Sie hielt inne und streifte die Gräfin mit einem raschen Blick, als erwartete sie einen Einwurf. Aber die Komtesse schwieg.

Da fuhr sie fort: „Ich weiß nicht, warum ich ihm nicht von dem Eldorado-Theater sprach, aber ich that es nicht. Und es ist ja auch schließlich bedeutungslos. — Am Abend also suchte ich das Theater wieder auf. Dort wurde ich wirklich zu einem Herrn geführt, der mir sagte, daß Maryng mit einem gewissen Martens identisch wäre — und daß jener Martens ermordet worden sei. — Das ist alles, was ich weiß und was ich sagen kann.“

„Ich kann Ihnen nicht aussprechen, wie dankbar ich Ihnen für Ihr Vertrauen und Ihre Offenheit bin“, sagte die Komtesse voll Herzlichkeit. „Sie haben damit wahrscheinlich unberechenbares Unheil abgewendet. Sie werden sehen, daß es nur zu Ihrem Besten war. Sie hatten ja doch auch keine Ursache, uns die Mittheilungen vorzuenthalten — denn Sie haben sich nicht nur nichts zu Schulden kommen lassen, sondern man hat Ihnen im Gegentheil das bitterste Unrecht angethan. Warum also lüchten Sie sich so ängstlich zu verbergen?“

Die Frau starrte schweigend vor sich nieder, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Die Gräfin, die sie aufmerksam ansah, streifte voll Mitleid ihre Hand. „Nun — es soll jetzt alles gut werden“, sagte sie. „Ah — das ist wohl Ihre Kleine?“

Das Stubenmädchen, dem Frau Longtree die Aussicht über ihr Kind anvertraut hatte, brachte das kleine Mädchen herein. Mit mühsamem Gruf setzte sie es auf den Boden nieder und entfernte sich sogleich wieder, nachdem sie die elegante Erscheinung der Gräfin mit unverfälschter Reue gemuthert hatte. Das Kind ließ auf seinen noch sehr unbeholfenen Beinchen sachtlich zur Mutter und schmeckte sich schein und ängstlich an sie, als die fremde Dame ihm lieblos das Köpfchen streichelte.

„Das Kind braucht auch eine Erbsoluna“, sagte die Gräfin plötzlich. „Sie müssen unbedingt ein paar Wochen aus der Stadt heraus — irgendwohin auf Land.“

Die Frau lächelte schwach. „Wie sollte ich das möglich machen?“ fragte sie resignirt. „Freilich — meine kleine Ellis könnte es wohl brauchen. Aber meine Mittel sind zu Ende.“

„So werde ich mir erlauben, Ihnen ein wenig auszubellen“, sagte die Gräfin ruhig. „Kein — Kräutern Sie sich nicht, Frau Longtree. Denken Sie an Ihr Kind — und thun Sie es, was ich Ihnen sage. Sie sind vielleicht nicht thun würden. — Aber wir reden ein ander Mal mehr darüber — morgen vielleicht, oder in den nächsten Tagen. Jetzt muß ich Sie leider verlassen.“

Sie wollte verhindern, daß Frau Longtree Fragen an sie stellte, und die Bedauernswerthe schien sie wirklich nur zu schweren Herzen sein zu lassen.

Von dem Stellner ließ sie sich in das Zimmer führen, das Hoffelder ihr hatte anweisen lassen. Der junge Schriftsteller reob sich erwartungsvoll, als sie eintrat.

Die Thür hatte sich kaum hinter ihr geschlossen, als sie ihm zuflüsterte: „Jetzt glaube ich Otto Martens' Räuber zu kennen!“

(Fortsetzung folgt.)

Gute Gedanken und das Glück muß man finden, nicht suchen.